

THEMA: A

«Tricksen wir das Schicksal aus»

Wir haben die Mittel, den Sozialstaat zu erhalten – allen Untergangspropheten zum Trotz. Ein Essay von Jonas Lüscher



«Was für ein herrlicher Akt der kollektiven Selbstermächtigung»: Autor Jonas Lüscher. Foto: Christian Beutler

Das Fahrrad ist eine wunderbare Erfindung. Ein ökologisches und demokratisches Verkehrsmittel – eines, das unsere Innenstädte entlastet und ganz nebenbei auch zur Volksgesundheit beiträgt. Allerdings hat die Erfindung des Fahrrads auch einen ganz unangenehmen Menschentypus hervorgebracht: den Fahrraddieb. Man kommt nicht umhin, zuzugeben, dass es ohne Fahrrad den Fahrraddieb nicht geben würde, und es muss doch erlaubt sein, darüber nachzudenken, dass demnach das Fahrrad eine Erfindung ist, die dem Verbrechen Vorschub leistet, und ob es folglich also nicht geboten sei, fürderhin dafür zu sorgen, dass der Fahrradverkehr keinesfalls staatlich gefördert, sondern eher eingeschränkt werde.

Analog zu dieser Überlegung scheint die Stimmungsmache gegen den Missbrauch der Sozialwerke zu funktionieren, die es zum Ziel hat, die Idee des Sozialstaates an sich zu diskreditieren. Sicher, der Sozialstaat hat den Sozialhilfebetrüger hervorgebracht, so wie die Erfindung des Fahrrads den Fahrraddieb hervorgebracht hat. Das ändert aber nichts daran, dass das Fahrrad eine wunderbare Erfindung ist und der moderne, demokratische Sozialstaat die vielleicht

30 grösste zivilisatorische Errungenschaft. Und ebenso, wie sich schwerlich jemand finden lässt, der dem Fahrraddiebstahl das Wort redet, lässt sich auch keine Partei finden, die den Sozialmissbrauch verteidigt. Es herrscht quer durch die politischen Lager der Konsens, dass es diesen zu verhindern gilt. Nur verschiebt sich von links nach rechts der Preis, den man dafür selbst zu bezahlen bereit ist, hin zum Preis, den man dafür gerne die Schwächsten zahlen lässt. Im linken Lager nimmt man es lieber in Kauf, den einen oder anderen unrechtmässigen Leistungsbezieher mitzufinanzieren, statt die Bedürftigen unter Generalverdacht zu stellen – und sie damit in ihrer schwierigen Lage zusätzlich zu belasten und zu demütigen oder im schlimmsten Fall gar durch zu strenge Massstäbe einen tatsächlich Notleidenden im Stich zu lassen.

50 Die kurze, goldene Zeit

Unser heutiges soziales Netz ist das Ergebnis eines langen Kampfes gegen ein konservatives Menschenbild, welches die strukturellen Ursachen von Armut negierte und sie stattdessen zur Strafe für mangelnde Moral erklärte. Deswegen hat es Jahrzehnte

gedauert, bis sich die Idee durchsetzen konnte, dass der in Not Geratene nicht auf die karitative Tugend seiner Mitmenschen
 60 hoffen und sich deswegen besser demütig und angepasst verhalten muss, sondern einen Rechtsanspruch auf Hilfe hat.

Die Geschichte unserer staatlichen Sozialwerke ist jung. Noch 1931 wurde, auf
 65 Betreiben einer Koalition aus Bauernvertretern, Liberalkonservativen und katholischen Kreisen, ein erster ernsthafter Versuch für eine AHV an der Urne abgelehnt. Erst 1948 wurde die für alle obligatorische und
 70 zugängliche AHV eingeführt.

Dieses Datum markiert für die Schweiz den Anfang einer kurzen, goldenen Zeit des Sozialstaates – eine Entwicklung, die sich parallel in vielen Staaten beobachten lässt;
 75 zweifellos der glänzenden Nachkriegskonjunktur zu verdanken und dem Umstand, dass es in dieser Lage selbst den schamlosesten Populisten schwerfiel, Panik vor dem drohenden Untergang des Gemeinwesens zu schüren. Aber es steckte den
 80 Menschen eben auch noch der Schrecken des Faschismus in den Knochen, bei dessen Machtübernahme die soziale Misere der Zwischenkriegszeit eine entscheidende Rolle
 85 gespielt hatte.

Jedenfalls schienen wir den liberalen, demokratischen Sozialstaat endlich als eine Möglichkeit – eine Möglichkeit, die wir uns hart erarbeitet haben – sehen zu können, die
 90 Ungerechtigkeit, die das Leben so mit sich bringt, etwas auszugleichen. Dies gelang uns aber nur, weil wir angefangen haben, zu verstehen, dass eine reiche Geburt eine Sache des Glücks ist und keine Leistung,
 95 dass Arbeitslosigkeit meistens mehr mit Pech als mit Faulheit zu tun hat, dass Begabungen ungerecht verteilt sind, Krankheiten keine Strafen Gottes, dass nicht jeder in unserer Leistungsgesellschaft bestehen kann
 100 und dass dies wenig mit mangelndem Willen zu tun hat. Vor allem aber haben wir begriffen, dass wir mit der Entwicklung staatlicher Instrumente und Institutionen als Gemeinschaft in der Lage sind, Glück und
 105 Pech als die bestimmenden Variablen des Lebens aus dem Spiel zu nehmen und die Schwachen vor den Starken zu beschützen. Ein egalitäres Schulsystem mit individuellen Fördermöglichkeiten, Versicherungen gegen
 110 Arbeitslosigkeit, Krankheiten und Unfälle, ein progressives Steuersystem, Rehabilitationsprogramme statt dumpfer Kerkerhaft,

Gesetze zum Schutz von Arbeitnehmern und Minderheiten und als Grundlage all dessen,
 115 die Demokratie, die jedem, unabhängig von Geschlecht, Geburt und monetärer Potenz, dasselbe Mitspracherecht garantiert. Was für ein herrlicher Akt der kollektiven Selbstermächtigung: gemeinsam dem Schicksal ein
 120 Schnippchen zu schlagen.

Gipfel des Rückschritts

Doch spätestens seit dem Einbruch der Konjunktur in den Siebzigern steht der Sozialstaat wieder unter Beschuss. Zu-
 125 gegeben: Auch die Sozialpolitik ist kein Wunschkonzert, und strukturelle Fehler sowie eine schwierige demografische Entwicklung verlangen nach ständigen Korrekturen. Statt aber gemeinsam an einem
 130 Strick zu ziehen und die mühsam erkämpften Errungenschaften zu sichern und zu verbessern, nutzte das konservative Lager die Gunst der Stunde, den Sozialstaat nicht mehr als Absicherung gegen Risiken,
 135 sondern als Risiko für den je eigenen Wohlstand zu verkaufen, den Gedanken der Solidarität als Naivität zu diskreditieren und als Gipfel des Rückschritts, die Hilfsbedürftigen wieder unter den alten Generalverdacht der Arbeitsscheu und der mangelnden Moral zu stellen. Die Idee, gemeinsam dem Schicksal zu trotzen, wurde ersetzt durch die Theorie des Trickle-Down: Gehe es den Wohlhabenden immer besser, so
 145 riesle von deren Wohlstand auch immer mehr nach unten, eine Idee, die das Bild einer überladenen Tafel evoziert, von der gelegentlich die Brosamen hinunterrieseln, und von den Rufen, die den Brosamen mit vollem Mund hinterhergeschickt werden:
 150 Pass auf, da, hinter dem Stuhlbein, wartet schon der Ausländer, der dir deinen Krümel streitig machen will, und dort die Alleinerziehende, die – es wird schon seine Gründe haben – keinen Mann findet, und Obacht,
 155 hinter dir steht bereits der faule Sozialarbeiter, der auch noch einen Bissen abhaben will. Das Traurigste daran ist nicht einmal, dass da viel weniger rieselt, als es
 160 die Theorie verspricht – viel trauriger noch ist das Menschenbild, das sich damit wieder in den Köpfen festsetzt.

Ein ziemliches Husarenstück

Diese ganze Erzählung verfängt nur, weil
165 lauthals der Notstand beschworen wird. Seit
über 30 Jahren wird uns erzählt, die
Sozialwerke stünden am Rande des
Kollapses, würden nicht radikale Mass-
nahmen ergriffen, die vorderhand in schär-
170 feren Regeln, mehr Kontrollen und gekürz-
ten Leistungen bestünden. Es ist schon ein
ziemliches Husarenstück, einen signifikan-
ten Teil der Bevölkerung eines der wohlha-
bendsten Länder der Welt davon zu über-

175 zeugen, man sei am Rande der Handlungs-
fähigkeit angelangt. Wir haben die Mittel
und die Möglichkeiten, unseren Sozialstaat
zu erhalten. Und genauso wenig, wie wir uns
von den Fahrraddieben, aber auch von jenen,
180 die pausenlos «Haltet den Dieb!» schreien,
die Lust am Fahrradfahren verderben lassen
sollten, sollten wir uns von den Untergangs-
propheten nicht die Lust verderben lassen,
dem Schicksal gemeinsam ein Schnippchen
185 zu schlagen.

Tages-Anzeiger Online (14.09.2015)

THEMA B

Peter Bichsel: *Heute ist Sonntag*

Also: Kalbsragout, Kartoffelstock, Gemüse, Salat. Das Kalbsragout weiss, am Tag zuvor Knochen angebraten mit Wasser aufgesetzt, stundenlang auf kleinem Feuer gekocht, gewürzt, gepflegt, probiert – Pfefferkörner, Zwiebel, Knoblauch, Karotten, Sellerie, ein wenig Lauch; den Kartoffelstock selbstgemacht – sehr aufwendig gekocht, als ginge es um ein Bankett.

Dabei bin ich allein, ich koche nur für mich selbst. Aber es ist Sonntag, und am Sonntag gibt es ein Sonntagsessen, den Teller schön angerichtet, den Tisch gedeckt
10 – Sonntag.

Ich setze mich an den Tisch und habe plötzlich Lust auf eine ganz gewöhnliche Bratwurst mit Zwiebelschweize und gewöhnlichen weissen Spaghetti.

Aber es ist Sonntag, und am Sonntag gibt es ein Sonntagsessen – ob mir das passt oder nicht. Es will mir nicht so recht schmecken – ich habe den Geschmack der
15 Bratwurst im Kopf.

Mein Vater erzählte, dass es dort in der Nähe, wo er als Kind war, einen Papagei gab, der immer am Sonntagmorgen früh – und nur an einem richtigen Sonntag – das Lied »Sonntag ist's heut« krächzte.

Auch das fällt mir ein an einem Sonntag – überhaupt mein Vater, am Sonntag trug er
20 sein Sonntagskleid: Hemd, Krawatte, hellgrauer Anzug, und nachmittags ging es auf den Sonntagsspaziergang, auf den verhassten Sonntagsspaziergang, der Vater im hohlen Kreuz mit seinem Filzhut, mit seinem Stockschild – ein Schild, über den man ein hölzernes Rohr ziehen konnte – mit grossen Schritten voraus, die Mutter und ich und später auch die Schwester etwas unwillig folgend. Das musste so sein:
25 Sonntag und Sonntagsspaziergang – anständige Familien gingen am Sonntag spazieren: Sonntagskleider, Sonntagsschule, Sonntagsbraten und Sonntagsspaziergang.

Wenn es mal neue Sonntagskleider gab, dann wurden die alten zu Werktagskleidern. Mein Vater – Handwerker, Maler – fuhr auch in Anzug und Krawatte zur Arbeit, auf
30 dem Fahrrad. Er war so gekleidet wie die anderen am Sonntag – aber die Kleidung war der Werktagsanzug und ohne Hut – Hut und Schild, das war Sonntag.

Dabei war mein Vater auch ein leidenschaftlicher Bergsteiger, und als Bergsteiger war er so gekleidet wie die Bergsteiger. Das konnte auch sonntags sein, dann entfiel der Spaziergang.

35 Nun sitze ich also an meinem Ragout. Der einzige schäbige Rest eines ehemaligen Sonntagsrituals. Ich habe einen Beruf ohne feste Arbeitszeiten. Ein Montag ist für mich kein besonderer Tag und ein Freitag auch nicht. Meine Woche kennt keine Einteilung, trotzdem bleibt es mir wichtig: Heute ist Montag, heute ist Dienstag, Mittwoch – und dann eben: Heute ist Sonntag.

40 Ab und zu beneide ich jene, die mittags aus dem Fabriktor kommen und sich gegenseitig wünschen, gut zu speisen: »E Guete!« Und ich erschrecke, wenn mir jemand ein schönes Wochenende wünscht. Wer ein Wochenende hat, der hatte

auch eine Woche – irgendwie hatte ich keine, wenn ich sie auch durchaus verbracht habe. Ich war zwar mal Lehrer mit einem wöchentlichen Stundenplan, aber wir
45 kamen nicht gemeinsam aus dem Schulhaus und wünschten uns einen schönen Abend.

So bleibt mir nur der Sonntag als spezieller Tag – aber er gelingt mir nicht. Das Ritual des Sonntagsspaziergangs, der Sonntagskleider, zu denen man Sorge zu tragen hatte, war mir als Kind zwar ein Greuel – aber ein Sonntag ohne Ritual ist halt
50 dann kein Sonntag mehr.

Ich glaube, nicht nur mir, sondern uns allen sind die Rituale mehr und mehr abhandengekommen. Die Kirchen sind nicht einfach nur leer aus Desinteresse, sondern sie sind es vor allem auch, weil wir entritualisiert leben. Die Kneipen sind nicht etwa leer, weil die Männer nicht mehr trinken, sondern weil das Trinken
55 entritualisiert wurde.

Das Feierabendbier zwischen fünf und sechs – und etwas mehr – hatte zwar auch nur mit Alkohol zu tun, aber es war eingebettet in ein Ritual. Die privatisierte Partygesellschaft braucht keine Rituale mehr: Bier ist Bier und zu Hause billiger.

Nur die Gemeinschaft braucht Rituale – aber die Gemeinschaften haben sich
60 privatisiert. Wir leben alle mehr und mehr in Gettos, in luxuriösen mitunter, aber in entritualisierten Gettos.

Ja, der Sonntagsspaziergang. Ich hatte die Eltern immer wieder im Verdacht, dass sie ihn eigentlich nicht für sich, sondern für die Nachbarn machten – eine anständige Familie geht spazieren. Allein, und nur für sich allein, kann man das nicht.

65 Nein, ich werde nicht spazierengehen. Ich werde mir keinen Sonntagsanzug kaufen, und ich werde den alten Anzug nicht am Werktag austragen.

Zu sehr habe ich mitunter gelitten unter solchen Ritualen. Dass ich sie hinter mir hatte, erschien mir als Freiheit. Jetzt sitze ich in meiner Freiheit, und der Sonntag ist keiner mehr.

70 Trotzdem weiss ich, daß Sonntag ist. Irgendwie erwarte ich ihn auch eine Woche lang, gehe freitags oder samstags einkaufen in Erwartung des Sonntags.

Und dann sitze ich an meinem Ragout und sehne mich nach werktäglichen Bratwürsten und bilde mir ein, dass Bratwürste weniger einsam machen.

Bichsel, Peter (2008): Heute ist Sonntag. In: Kolumnen 2005-2008. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main. (Erstveröff. in der «Schweizer Illustrierten» 2005)